

Meine Reise-Erinnreungen.

ten, versteht sich bei einem so wilden, afrikanischen Volke von selbst.

Seit etwa 50 Jahren sind die Buschmänner aus der Gegend von Keilands verschwunden. Wohin sie zogen, wußte niemand zu sagen. Daß es in verschiedenen Bezirken Afrikas, namentlich in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden, noch immer Vertreter dieser merkwürdigen Menschenrasse gibt, ist bekannt. Auch die Pygmäen, die Stanley am Mondgebirge traf, gehören offenbar zu ihnen. Weshalb zogen sie aus Keilands fort? Der Gründe sind mancherlei, ein starkes Anwachsen der Kaffernstämme, die sich in immer größerer Zahl hier niedergelassen haben, der allgemeine Haß gegen die Buschmänner, der infolge ihrer häufigen Diebstähle noch beständig wuchs, namentlich aber eine große im Jahre 1856 ausgebrochene Hungersnot. Da jedoch diese Katastrophe von tief einschneidender Bedeutung für alle hiesigen Eingeborenen ist, wollen wir dieselbe in einer eigenen Artikelseerie behandeln.

Meine Reise-Erinnerungen.

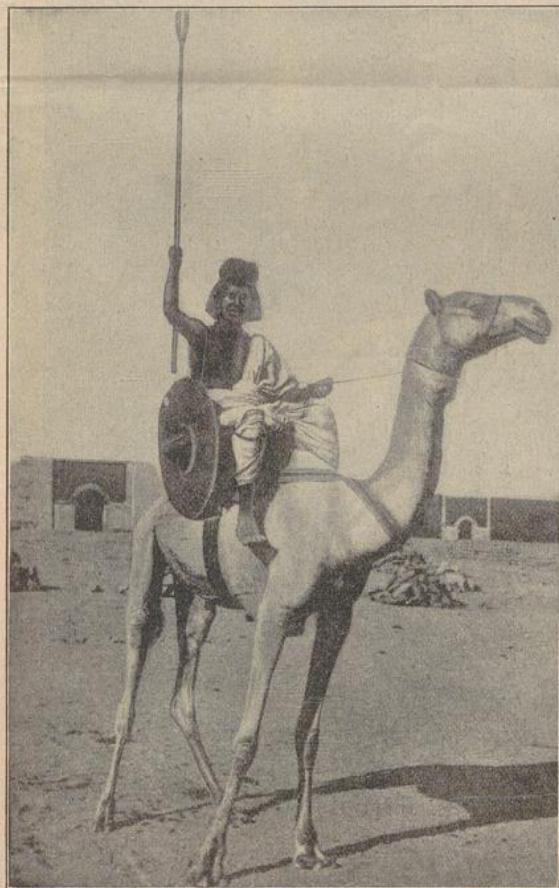
Von Schw. Cäcilie, C. P. S.
(Mit drei Bildern Seite 101 und 102.)
(Fortsetzung.)

Montag, den 6. April 1908, kamen wir nach der Bahnstation Voi und dankten Gott, daß wir endlich die beschwerliche Steppenreise hinter uns hatten. Dafür

tauchten aber jetzt eine Menge anderer Schwierigkeiten auf. Unsere Eselwagen durften, weiß nicht mehr aus welchem Grunde, nicht ins Städtchen hineinfahren. Infolgedessen mußte man alles Gepäck zu dem etwa zwanzig Minuten vom Ausspannplatz entfernten Bahnhof tragen. Unsere schwarzen Fuhrleute aber weigerten sich dessen; erst auf eine gute Bezahlung hin ließen sie sich herbei, uns weitere Dienste zu leisten.



Reimers, Phot., Hamburg. Schloß, Berlin 68.
Ein junges Rhinocerus.



Somali Kamelreiter in Aden.

Dazu mein peinliches Fußleiden! Weiß nicht, wie lang ich brauchte, um die verhältnismäßig kurze Strecke zurückzulegen. Endlich ging es doch. Der Zug sollte um zwei Uhr nachts abfahren, also hieß es eilige zehn Stunden in Geduld warten. Aber wo? Das kleine Hotel war mit Reisenden so überfüllt, daß wir mit unserem Gepäck unter der Paranda Platz nehmen mußten. Es waren zwei Schlafzimmer da, allein einerseits waren auch sie schon besetzt, und andererseits wiesen sie nur ein paar leere Bettsstellen, ohne Betten und Kissen auf; denn hierzulande pflegen die Reisenden ihre Schlafdecken selber mitzubringen, was wir aber damals noch nicht wußten. Da hieß es also trotz der großen Müdigkeit auf den Schlaf verzichten. Als einen großen Liebesdienst empfanden wir das freundliche Entgegenkommen einer jungen deutschen Dame, die uns Waschwasser mit allem Zubehör anbot, denn wir waren so voll Staub und Schweiß, daß uns eine gründliche Reinigung noch willkommener war, als Ruhe und Schlaf während der Nacht. Weite, weite Strecken hindurch hatten wir in der wasserlosen, von der afrikanischen Sonnenhitze verbrannten Steppe in einer beständigen Staubwolke jahren müssen. Man bedenke, welchen Staub zehn Lastwagen aufwirbeln, wenn an jedem einzelnen acht bis zehn Esel angespannt sind!

Es war schon spät am Abend, als es uns endlich gelang, etwas Essen zu bekommen. An Appetit fehlte es uns nicht, denn wir hatten den ganzen Tag über nichts anderes gehabt, als ein Stück trockenen Brotes und eine saure Orange, die wir von Kilima mitgenommen. So verging die Zeit. Endlich kam gegen zwei Uhr Nachts

unser Zug; er war schon so besetzt, daß es schwer hielt, noch irgendwo ein bescheidenes Plätzchen zu erobern. Von einem ordentlichen Sitz war keine Rede, denn die Passagiere hatten eine Unmenge Gepäck bei sich. Die meisten waren Engländer und Deutsche, die alle mit dem Schiff nach Europa wollten. Auch hier in den Coups war alles über und über so voll Staub, daß man kaum wußte, wo man sich hinsetzen sollte. Frau Doktor Braun meinte einmal, sie erstickte noch voll lauter Hitze und Staub.

Um $\frac{1}{2}$ Uhr nachts fuhren wir ab und kamen gegen Mittag nach Mombassa. Hier begaben wir uns samt unserem Gepäck ins Missionshaus der Brüder vom hl. Geist, wo wir auch diesmal gastliche Aufnahme fanden. Unser Schiff, „der Markgraf“, traf pünktlich am 10. April ein und sollte noch am gleichen Tage abfahren. Einer der Brüder vom hl. Geist, denen wir überhaupt zu großem Danke verpflichtet sind, besorgte unser Gepäck, regelte unsere Sachen beim Zollamt und verhalf uns glücklich an Bord. Der Herr möge ihm und all seinen Genossen die treue Mühewaltung lohnen!

Gegen 6 Uhr abends fuhr das Schiff unter den lustigen Klängen der trefflich geschulten Schiffskapelle hinaus in die hohe See. Nun waren wir wieder auf dem Indischen Ozean. Wir hatten eine gute Fahrt; Schwester Clementine, meine treue Reisegefährtin, blieb

von Seefrankheit so ziemlich verschont, ich aber bekam wieder hohes Malariafieber und hatte noch immer viel von dem leidigen Rheumatismus zu leiden.

Am 14. April umsegelten wir das Kap Guardafui,



Flamingos am Ufer des Nil.

Eigentl. Berlin 68.

das einem mächtigen, schlafenden Löwen täuschend ähnlich sieht, bogen dann in die Straße Bab-el Mandeb ein und landeten am 15. vor der englischen Festung Aden. Aden gilt als der heißeste Ort der ganzen Welt. Ich

wundere mich nur, wovon denn die Leute eigentlich leben, denn ich sah, einen kleinen Garten an der Küste abgerechnet, nicht als fahle, nackte Felsen, ohne Baum und ohne Strauch. Uebrigens ist das Panorama großartig und die Farbenmischung, zumal am Morgen, wenn die Sonne über hohen, zärtigen Bergspitzen heraufgezogen kommt, einzig-schön. Das Hinterland muß doch fruchtbar sein, denn es kamen eine Menge Händler mit Süßfrüchten an Bord. Sehr stark war auch das Angebot von Straußfedern; man hätte fast glauben können, man sei wieder in Port-Elisabeth oder in Kapstadt.

Von Aden ging es hinein ins Rote Meer. Die Fahrt von hier bis zur Endstation Suez dauert etwa fünf Tage. Woher das Meer diesen Namen hat, weiß ich nicht, von einer roten Färbung konnte ich wenigstens nichts bemerken. Das Schiff glitt so still und ruhig dahin, daß man fast glaubte, man fahre auf einem See; auch kamen wir zu einer noch günstigen Zeit, im Frühling, denn im Juli und August, im eigentlichen Hochsommer, soll die Hitze oft ganz unausstehlich sein. Im Süden sahen wir das im italienisch-türkischen Kriege viel genannte Perim, gegen Norden zu verengte sich der schon an sich schmale Meerbusen immer mehr, so daß man beständig rechts und links das Ufer sah, hier Asien und dort Afrika, eines mächtiger und kolossal als das andere, denn beide Uferstrecken wiesen höchst imposante Gebirgsketten auf. Am meisten bewunderte ich natürlich den Berg Sinai, der am 20. April zu unserer Rechten auftauchte. Es ist dies übrigens nicht ein einzelner steiler Berggipfel, sondern ein großer gewaltiger Gebirgsstock mit einer Unzahl höchst romantisch geformter Zinnen und Zacken.

Am 21. kamen wir nach Suez und fuhren nun 18 Stunden lang durch den weltberühmten Kanal nach Port Said. Da gab es wieder eine Menge neuer Bilder. Die Gegend war flach; an beiden Seiten des Kanals wurde gebaut, denn er soll erweitert und rechts und links mit großen Dämmen und Böschungen aus Stein geschützt werden. Überall waren auch Baggertschiffe in Tätigkeit, die Fahrt frei und offen zu halten. Draußen in den vielen Sumpfen und Lagunen sahen wir eine Unzahl stolzer Flamingos und anderer Wasservögel; wir fuhren an europäischen Zoll- und Hafenteilen vorbei, nebenan im Wüstensande lagerten vielfach in höchst primitiven Zelten einige Araber mit ihren Kamelen und Lasten, zeitweilig kam ein zweites Schiff und fuhr unter gegenseitigem freudigem Winken und Zurufen der Passagiere hart an unserem „Markgraf“ vorüber. Kurz, es gab immer etwas Neues und Interessantes auf dieser originellen Völkerstraße, auf der die Vertreter dreier Weltteile nach Tausenden zusammentrafen.

Port Said mag etwa 50 000 Einwohner haben und hat teils europäischen, teils morgenländischen Anstrich. Ich fand eine große, bunt ausgemalte Moschee, die der Europäer nur mit großen Stroh-Pantoffeln, die am Eingang zur Verfügung gestellt werden, betreten darf. Die katholische Kirche ist der hl. Eugenia geweiht. Wahrscheinlich datiert sie aus der Zeit der Gründung des Suezkanals im Jahre 1869, wo die damals noch von der ganzen Welt gefeierte Kaiserin Eugenie von Frankreich das Präsidium führte. Am Eingange des Hafens, da wo er ins Mittelmeer einführt, steht eine gewaltige Bronze-Statue seines Erbauers, des französischen Ingenieurs Lesseps. In selbstbewußter Haltung weist er mit der Rechten auf den Kanal hin, als wollte er sagen: „Die Passage ist frei! Glück auf zur fröhlichen Fahrt!“

(Schluß folgt.)

David Livingstone.

Am 19. März 1. J. waren es 100 Jahre, daß der große Afrikaforscher David Livingstone geboren wurde, und am 1. Mai werden es 40 Jahre, daß er mitten in seinen Forschungsreisen in Zentralafrika starb. Er war ein edler Mann, und hat so viel zur Erschließung des dunklen Erdteiles getan, daß ihm in jedem Missionsorgan ein Ehrenplatz gebührt.

Er ist ein Schottländer von Geburt. In der Dorfschule zu Blantyre bei Glasgow lernte er lesen und schreiben, da aber die Eltern nicht in der Lage waren, ihn studieren zu lassen, gaben sie den zehnjährigen Knaben in eine Baumwollspinnerei, wo er von 8 Uhr früh bis 10 Uhr abends arbeiten mußte. Doch die schwere Arbeit brach seinen Mut und seine Lernbegier nicht, und wäh-



David Livingstone.
Geburtsdag des englischen Missionärs und berühmten Afrikaforschenden, der am 19. März 1813 geboren, im Mai 1873 gestorben ist, bringen mir hier sein Porträt. Er war einer der erfolgreichsten Afrikaforscher und hat in Verbindung mit Stanton große Teile des damals noch dunklen Erdteils erforscht.

rend die Maschinen um ihn herum surrten und das Garn sich um die Spulen schlängelte, weilte sein lebhafter Geist in weiter Ferne. Fleiß und Geschicklichkeit brachten ihm höheren Lohn ein, und seine Ersparnisse verwendete er auf den Einkauf von Büchern, deren Lesung ihn bis in die tiefste Nacht hinein beschäftigte.

So reiste der Knabe zum Jüngling heran, und eines Tages erklärte er seinen Eltern, er wolle Missionär werden, die Völker des Orients und des Südens aufzusuchen, den Kranken helfen und allen, die ihn hören wollten, das Evangelium predigen. Unter vielen Entbehrungen oblag er in Glasgow seinen Studien, machte schließlich sein Examen mit Auszeichnung und reiste so dann als junger Missionar nach Afrika ab.

Zunächst begab er sich nach Kapstadt und dann nach Kuruman, der nördlichsten Missionsstation im Bechuana-Land. Von hier machte er mehrere Reisen ins Innere des Landes, um die Eingeborenen und ihre Sprache kennenzulernen und den Kranken Hilfe zu bringen. Bald hatte er sich das Vertrauen der Schwarzen in hohem Grade erworben.

Als er einmal von einer weiten Reise heimkehrte, fand er an einer Haltestelle, noch 250 Kilometer von Kuruman entfernt, ein kleines schwarzes Mädchen unter seinem Wagen lauernd. Die Kleine war ihrem Herrn entlaufen, um nicht als Sklavin verkauft zu werden und war dem Wagen Livingstones zu Fuß gefolgt. Er labte sie mit Speise und Trank, als das Mädchen